

Suhrkamp

Michael  
Krüger  
Das falsche  
Haus

Eine Novelle

SV

»Eigentümlich, wie schnell sich die Welt verändern kann, wenn man sie herausfordert.« Wie sehr der Ich-Erzähler in Michael Krügers *Falschem Haus* damit recht behalten soll, ahnt er noch nicht, als er in seinem beschmutzten Hemd vor einer alten Villa steht.

Eigentlich ist der Redakteur einer Zeitung aus Süddeutschland nur in Hamburg, um einen Artikel über den Kongreß des Verbandes der Bibliothekare zu schreiben. Doch auf dem Weg ins Hotel landet der Ball eines Jungen auf seinem Hemd und hinterläßt einen gewaltigen Fleck. Mißtrauisch einerseits, mit der Aussicht auf ein frisches Hemd andererseits, folgt er der Einladung der Mutter des Jungen in das »falsche Haus«.

Die erstaunliche Gastfreundschaft nimmt ungeahnte Ausmaße an. Zum frischen Hemd gesellen sich noch Socken und Krawatte, eine Einladung zum Duschen dazu, und innerhalb kürzester Zeit wird der eher schüchterne Redakteur Mitbewohner in der mysteriösen Villa. Er wird Zeuge der Verstrickungen, in die dieses merkwürdige Paar, Mutter und Sohn, verwickelt ist, und bald wird auch er in den Bann ihrer Geheimnisse gezogen: Wer ist der Mann, der Einlaß begehrt und wütend gegen die Tür zum Garten trommelt? Was hat es mit dem Vater der Frau auf sich, vor dem alle Welt zu kuschen scheint? Und wer ist Isabella? Wer eigentlich der Mann, der hier erzählt?

Spannend wie einen Kriminalroman, mit Witz und großem Tempo erzählt Michael Krüger die Geschichte eines Mannes, der nicht nur den Mythen eines fremden Hauses auf der Spur ist, sondern auch den »anderen Leben«.

Michael Krüger  
Das falsche Haus

*Eine Novelle*

Suhrkamp

Erste Auflage 2017

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-24070-0

# Das falsche Haus

»Ich könnte einfach die Geschichte  
meiner Nachbarn schreiben;  
das wäre ein Lebenswerk.«

*Rainer Maria Rilke, Die Aufzeichnungen  
des Malte Laurids Brigge*



## I

Meine Zeitung, eines der führenden Blätter in Süddeutschland (»im süddeutschen Raum«), hatte mich nach Hamburg geschickt, um einen Bericht über den Kongreß des Verbandes der Bibliothekare Deutschlands zu schreiben. In den vergangenen Jahren wurde nie über die regelmäßig stattfindenden Kongresse der Bibliothekare berichtet, weil man der Ansicht war, daß sich zu wenige Leser unserer Zeitung für die Nöte und Perspektiven der Bibliothekare interessierten, aber diesmal hatte unsere Redaktion ein »persönliches« Schreiben des Präsidenten dieses Verbandes erreicht, in dem dieser nachdrücklich um die Entsendung eines Berichterstatters bat, da auf der Jahresversammlung Dinge zur Sprache kommen würden, die, so wörtlich, »die kulturelle Basis unserer Gesellschaft« betreffen. Der pathetische, beunruhigende, wohl auch unangenehm drängende Ton des Briefes hatte den Chefredakteur dazu bewogen, dem Feuilleton einen umfangreichen Artikel zur Frage der Ablösung des Buches als Gegenstand des Leihverkehrs nahezulegen, denn das war es ja offenbar, was die Bibliothekare umtrieb. Nun darf man nicht annehmen, daß unser Chefredakteur ein inniges Verhältnis zu Büchern gehabt hätte, im Gegenteil, er gehörte zu der Fraktion innerhalb der Redaktion, die gut und gerne auf Bücher verzichtete. Bücher gehörten seiner Ansicht nach nicht mehr zu den Dingen, die uns unbedingt »beträ-



fen«, unbedingt »angingen«. Er selbst pflegte sein Unverständnis gegenüber allem, was er selbst nicht war, und verzichtete jedenfalls fast vollständig auf die Lektüre von Büchern, weil er alles Schriftliche, wie er meinte, was er zum Leben brauche, aus dem Computer ziehen könne. Man war sich bei ihm nie ganz sicher, ob er auf den Inhalt der Bücher verzichten zu können meinte oder auf die Bücher an sich, die »Staubfänger«. Manchmal, in den allerschwärzesten Stunden des Feuilletons, redete er so wegwerfend über die Anstrengungen der an den komplexen gesellschaftlichen Manifestationen des Geistes interessierten Redakteure, daß diese vollkommen erschöpft und in Angst und Sorge um ihre Existenz in ihre Arbeitskabinen zurückschlichen, ihre elektronischen Geräte herunterluden und in unstillbarer Trauer so lange untätig verharrten, bis der schiere Zeitdruck sie aus ihrer Erstarrung erlöste. Wenn Macht die Fähigkeit ist, auf Wirklichkeit zu reagieren, dann hatten auch die Kulturredakteure ein wenig Macht, und also schrieben sie ihre Artikel zu Ende, damit sie am nächsten Tage wenigstens erscheinen konnten.

Kurzum, auf einer der Sitzungen wurde dem Feuilleton aufgetragen, dem erwähnten Problem anlässlich des Bibliothekskongresses Platz einzuräumen, wobei eben nicht ganz klar wurde, ob man sich oben eine Parteinahme für das alte Buch (»Die Sinnlichkeit von Bibliotheken«) oder seine Auslöschung und Ersetzung durch andere Medien vorstellte. Der Bibliothekar als Datenbanker, unter diesem Motto sollte der Text stehen. Warum man ausgerechnet auf mich verfiel, um dieses vielleicht nicht in jedem Aspekt die Allgemeinheit bewegende, aber doch immerhin schon einmal sichtbare

Problem eines kulturellen Verlusts in großer Aufmachung behandeln zu lassen, war nicht herauszufinden, da ich, zwar nicht aus Neigung, inzwischen aber mit Umsicht, die Rubrik »Das politische Buch« verwaltete, eine auf den ersten Blick nicht gerade besonders attraktive Seite, die in der Regel alle vierzehn Tage erschien und nur von einer verschwindend kleinen Minorität der Abonnenten wahrgenommen wurde. Die tausend Leser allerdings, die mir die Treue hielten, gehörten laut unseren Umfragen zu den starken Lesern, was sich auch darin zeigte, daß sie überproportional die Leserbriefseite benutzten, um ihre in aller Regel konträre Meinung zu äußern, die mit der Generallinie des Blattes (»kritisch-liberal«) häufig genug kollidierte. Sie müssen Ihre Seite in den Prozentbereich bringen, hatte der Kulturchef mir geraten, dann sind Sie gerettet und können mit einer festen Stelle rechnen, aber ich hatte den genau entgegengesetzten Ehrgeiz, sie nicht über die Schwelle des allgemeinen Interesses zu heben. Dem allgemeinen Interesse wurde eine übertriebene Bedeutung beigemessen, die mir vulgär erschien. So wurden auf meiner von den in diesen Jahren beängstigend wuchernden Todesanzeigen bedrängten Seite (eine Zunahme von 20 %) in der Hauptsache Bücher vorgestellt, die, sollte das staatliche Subventionssystem einmal nicht mehr »greifen«, wie der Fachausdruck hieß, kaum noch eine Chance hatten, sich dem Leser anzubieten, also Kongreßberichte und Dokumentationen über das politische Leben, Hohelieder der Gelehrsamkeit oder auch nur des Fleißes. Andererseits – und darin wußte ich mich mit der Chefredaktion in einem Boot – waren es gerade diese abseitigen, glanzlosen und häufig besonders sorgfältig redigierten

Bände, die trotz ihrer Schmucklosigkeit oft Bahnbrechenderes enthielten als jene Fülle von bedrucktem Papier, die der Mehrzahl unserer Leser bedeutsam erschien. Wahrscheinlich gab mein aussichtsloser Kampf für das Randständige – und nichts war ja randständiger als das Politische, wenn es in Druck erschien, oft jahrelang nach den Ereignissen – den Ausschlag dafür, daß ich nach Hamburg geschickt wurde, um die Klagen der Bibliothekare zu protokollieren.

Der Versammlungsort der Bibliothekare war ein sogenanntes Congress-Centrum, das wie alle sogenannten modernen Centren aus pädagogischen Gründen an der Peripherie lag, damit die Teilnehmer nicht durch die Ablenkungen der Stadt in Versuchung geführt wurden, die Vorträge über das leibliche Verschwinden des Buches und seine Ersetzung durch den Bildschirm zu schwänzen. Ich selbst saß am Eröffnungstag natürlich in allen erreichbaren Vorträgen und Workshops der verschiedenen Sektionen, um mir ein annähernd umfassendes Bild über die dramatischen Veränderungen eines altehrwürdigen Berufsstandes zu machen, auch wenn viele der Beiträge trotz ihrer pathetischen Rhetorik mich nicht wirklich erreichten. Wenn eine Revolution erst einmal in Worte gefaßt werden muß, ist schon viel von ihrer elementaren Energie verloren, noch dazu, wenn es sich um einen Vorgang handelt, der etwas so Handfestes wie ein Buch in flimmernde Zeichen verwandelt. Den Exzessen der Buchaustreibung folgten nun die verbalen Delirien. Da der Computer, wie sich herausgestellt hatte, nicht so einfach zu bedienen ist wie ein Buch, gleichzeitig aber ein wesentlich größeres Funktionspotential besitzt, muß die Digitale Edition als benutzerorientiertes Medium

verstanden werden, behauptete Sören Speer (Heidelberg). Die Sache war, das machten alle Beiträge mit einem unterschwelligem Gefühl für das Komische deutlich, längst gelaufen, es kam nur noch darauf an, die tiefe Kränkung der Kultur zu besänftigen. Ich war also nur zu bereit, nach dem Abschalten der zu Demonstrationszwecken aufgebauten Computer das Centrum auf schnellstem Wege zu verlassen, auch um der Gefahr zu entgehen, von den zahlreichen Kollegen anderer Zeitungen überredet zu werden, den geselligen Abend zu besuchen, der am selben Ort stattfinden würde. Ich habe nichts gegen gesellige Abende, aber die Vorstellung, diesen ersten meiner drei Abende in Hamburg mit den neuen Managern von Information und Wissen verbringen zu müssen, von denen keiner mir persönlich bekannt war, erfüllte mich mit Unbehagen. Es war ja auch nicht ausgeschlossen, daß der Vorstand der deutschen Bibliothekare mich aufgrund der Reputation meiner Zeitung an seinen Tisch bitten würde, an den »Ehrentisch«, was unter den geselligen Vorzeichen des Abends dazu führen könnte, daß ich von der Gattin des Vorstands zu einem Tanz aufgefordert werden würde. Das wollte ich unter allen Umständen vermeiden. Schon der Anblick der Combo – drei Herren und eine Dame in glitzernden Kostümen –, die bereits am Nachmittag ihre farbenreichen Instrumente aufgebaut hatte, hatte meinen Entschluß bekräftigt, das Centrum nach dem letzten Vortrag unverzüglich zu verlassen. In der Perspektive der beabsichtigten Flucht war meine Wahl auf einen Sitzplatz gleich neben einer der Türen gefallen, die auf einen Flur ging, der seinerseits nach wenigen Metern ins Freie führte. Am Ende des Vortrags (»Der Friede mit der Digitalisierung ist noch lange

nicht gewonnen«) mußte ich nur noch mit einem beherzten Griff den Kopf einer neben mir eingeschlafenen Diplom-Bibliothekarin (Hertha Dichgans – so die Angaben auf dem weißen Namensschild, das wir alle zu Beginn des Kongresses mit den Unterlagen erhalten hatten) von meiner Schulter auf die des neben ihr sitzenden Herrn legen, und schon war ich mit drei Schritten an der frischen Luft.

Ich ging in eine Richtung, von der ich hoffte, daß sie ins wirkliche Zentrum führen würde. Nichts ist besser geeignet, schlechte Theateraufführungen oder langweilige Vorträge »abzulaufen«, als weitausholende Schritte, die keine Rücksichten nehmen müssen auf Mitläufer. Ich gehe lieber alleine, hatte ich schon zu meinen Eltern gesagt, wenn sie mich zu einem »Sonntagsspaziergang« aufforderten. Es war noch hell, und die Gärten in diesem Vorort standen in voller Blüte. Manchmal blieb ich stehen, um die Büsche und Blumen zu betrachten, und spürte ein Gefühl der Dankbarkeit für diese Fülle. Ich wollte zunächst ein Café aufsuchen, um meine Müdigkeit zu vertreiben, später ein Restaurant, um in Ruhe meine Notizen auf die Reihe zu bringen, und schließlich freute ich mich auf mein Zimmer in einem kleinen Hotel hinter dem Schauspielhaus, wo eine sechsbändige, in grünes Leinen gebundene Ausgabe von Johann Georg Hamanns Schriften auf mich wartete, die ich bei meiner Ankunft am vergangenen Abend in einem Antiquariat gesehen und am Morgen vor Kongreßbeginn bereits erworben hatte. Jedes Volk hat seine philosophischen Götter nach seinem Sinn geschaffen, und daß Hamanns geniales Denkgebäude nicht dazugehörte, nie dazugehört hat, spricht gegen das Volk.

Ich bemerkte bald, daß ich keineswegs auf das Zentrum zulief, sondern mich in den Vororten verirrt hatte.

Distelfinken, Rotkehlchen und Drosseln, dazwischen mit ekligem Gezeter Elstern, die langschwänzig auf der Straße hockten. Schon mehrere Male war ich in der Zeitung mit dem Vorschlag abgeblitzt, einen Artikel gegen die Elster zu schreiben, die mehr noch als der Mensch für die Ausrottung kleinerer Vogelarten verantwortlich war. Ich wollte mit der wahren Geschichte eines Göttinger Germanisten beginnen, dem es nicht vergönnt war, seine seit Jahren angekündigte Monographie über Achim von Arnim zu einem guten Ende zu bringen, weil er ununterbrochen mit einem eigens zu diesem Zweck gekauften Luftgewehr in den Garten stürzen mußte, um die Elstern zu vertreiben, die Gefallen an diesem Lärm fanden und in ständig wachsender Zahl seinen Garten heimsuchten. Aber selbst dieses drastische Beispiel beispielloser Wissenschaftsvernichtung – immerhin waren etliche Gelder der Deutschen Forschungsgemeinschaft in dieses Armin-Projekt geflossen – konnte unseren Chefredakteur nicht umstimmen. Wer etwas gegen Vögel schreibt, so seine barsche Abfuhr, senkt mutwillig die Auflage. Über Vögel bei uns nur pro, mit Ausnahme der bereits auf die politische Seite vorgedrungenen Diskussion über die sinnvolle Begrenzung der Zahl der Tauben. Nur selten fuhr in dieser hanseatischen Gartenidylle, in der ich mich jetzt befand, ein Auto vorbei, Menschen waren nicht zu sehen, nur zu hören, wie sie hinter den hohen Hecken, die ihre Grünstücke zur Straße hin abschlossen, die Vorbereitungen für den Abend trafen. Man hörte das Geklapper von Tellern und die mild verzweifelten Rufe von Müttern, die ihren Kindern befah-

len, sich endlich die Hände zu waschen. Irgendwie konnte ich mir nicht vorstellen, daß es in dieser Todeszone der Wohlanständigkeit schmutzige Hände gab. So war ich froh, als plötzlich ein Fußball durch die Zweige eines Obstbaums krachte, dessen Blüten wie ein dicker Schneevorhang zur Erde trudelten. Ein Kirschbaum. Und wenige Sekunden später, zu schnell, wie ich fand, der das Naturschauspiel, den Schritt verharrend, bestaunte, stürzte ein Junge aus der grünen Geschlossenheit auf den Gehweg, blickte kurz nach links und nach rechts und rannte dann auf den Ball zu, der gerade unter einem Auto verschwand. Da die tiefstehende Sonne mich blendete, konnte ich die Gesichtszüge des Jungen nicht genau erkennen, der nun in die Hocke ging, sich mit einer Hand an dem Auto abstützte und mit der anderen nach dem Ball angelte, der aber längst, für mich sichtbar, auf der anderen Seite des Autos wieder hervorgerollt war. Ich lief, ohne zu zögern, auf die Straße und versuchte den Ball, wie ich es früher gekonnt hatte, mit dem rechten Fuß aufzunehmen, um ihn mit dem linken Spann über das Auto hinweg dem Jungen zuzuspielen, stellte mich jedoch so ungeschickt an, daß der Ball, von mir korrekt getroffen, mit einem klatschenden Geräusch an der Seitenscheibe des Autos abprallte und mir aus kürzester Entfernung auf die Brust klatschte. Für einen kurzen Moment litt ich unter Atemnot, blieb jedenfalls japsend stehen, wie einer, der mitten im Leben die Orientierung verloren hat. Der Junge, von den sonderbaren Bewegungen und Geräuschen um ihn herum wieder auf die Beine gekommen, schaute mich durch das Auto hindurch an und mußte lachen, und es war leicht zu erraten, was seine Heiterkeit auslöste: Der Ball hatte einen

wunderbar deutlichen Abdruck auf meinem weißen Hemd hinterlassen. Der Abend wird anders verlaufen als gedacht, war mein erster Gedanke, als ich, verlegen und sicher alles andere als souverän, damit begann, die Schmutzränder von meinem Hemd zu klopfen, was die an sich lächerliche Situation noch grotesker aussehen ließ. Denn der Ball war offenbar nicht nur durch die Gischt eines Rasensprengers geflogen, sondern unter dem Auto auch mit Schmieröl in Verbindung getreten, das sich nun in kräftigen Schlieren über der Hemdbluse und dem Jackett verteilte. Eigentümlich, wie schnell sich die Welt verändern kann, wenn man sie herausfordert. Wäre ich, meinen Gedanken nachhängend, einfach weitergelaufen, ohne mich um den Fußball zu kümmern, den der Junge wenige Sekunden nach mir selbst entdeckt hätte, wäre alles seinen guten Gang gegangen. Aber offenbar wollte ich, daß etwas geschah. Offenbar gab es einen Zwang, gegen den Ball zu treten. Offenbar wollte ich die schöne Ordnung, wie sie sich mir in dieser stillen Straße zeigte, zerstören. Das Ergebnis war jedenfalls verheerend, denn mit jeder wischenden Bewegung über das Hemd wurde die Verunreinigung monströser. Inzwischen stand der Junge neben mir und sah mit ernster Miene zu, wie aus einem eben noch sorgfältig gekleideten Spaziergänger eine Art Strauchdieb wurde, wie sie in dieser Gegend sicher nicht zu den alltäglichen Erscheinungen gehörten. Wie ein junger Triumphator hatte er seinen rechten Fuß auf den Ball gesetzt und die Hände in die Hüften gestemmt. Von Anteilnahme war in seinem Gesicht nichts zu lesen, nur entspanntes Desinteresse. Keine Hilfestellung, kein Urteil. Er schaute mich mit gespitzten Lippen an, keineswegs überrascht. Offen-



bar hatte er schon so viel erlebt, daß ihn ein besudelter Mensch nicht aus der Bahn werfen konnte.

Was machen Sie hier eigentlich? fragte er plötzlich. Wollen Sie meine Mutter besuchen?

Noch ehe ich antworten konnte, rief eine Frauenstimme hinter der Hecke: Marcel, wo bleibst du, das Wasser wird kalt! Woraufhin der Junge sich wortkarg, aber nicht unhöflich verabschiedete und mitsamt seinem Ball, den er vor sich herkickte, durch das meinem Blick verborgene Gartentor verschwand.

Ich war, wie nicht gerade selten in meinem Leben, der Verlassene. Ein im wahrsten Sinne des Wortes »Angeschmierter«. Während jetzt überall auf den Terrassen die Aperitifs eingeschenkt und danach die Speisen aufgetragen wurden, stand ich, gezeichnet, auf der Straße und mußte mir das Geläster der Vögel anhören, die, wie ich glaubte, aus allen Gärten herbeigeflogen waren, um mich mit lautem Gekecker zu verhöhnen. Es fehlte einer, dem ich mich zeigen konnte, allein war dieser Schmutz nicht auszuhalten. Aber alle Hoffnung, aufgelesen und gereinigt zu werden, um anschließend meinen Weg fortsetzen zu können, war vergebens. Nirgendwo auf der Welt ist man so allein wie in einem deutschen Vorort. Es ist die Hölle. In jedem Provinzkaff gibt es ein Gasthaus, eine Telefonzelle, einen Penner auf einer Parkbank, mit dem man sein Leid teilen kann. Aber hier, in diesem betäubten Landstrich? Hier kann man wollen, was man will, man wird nicht gehört. In deutschen Vororten muß man verkommen oder zum Mystiker werden, dem es gleichgültig sein kann, ob sein Hemd weiß ist oder befleckt. Das einzige, was mir in diesem Viertel zugeflogen war, war ein Name: Marcel. Hoffentlich hatte man ihm den

Namen zufällig gegeben, dachte ich, so wie man mir einen Namen verpaßt hatte, gegen den ich mich mein ganzes Leben lang zur Wehr setzen mußte. In der Regel führt ein Mangel an Vorstellungskraft zu Namen, und nur selten empfinden die Namensgeber auch nur einen Anflug von Scham darüber, daß sich Kinder von ihrem Namen wegbewegen, sich häuten, um unter anderem Namen ihr Leben zu führen. Marcel, dachte ich, wenn das mal gutgeht.

Ich zog mein Jackett aus und hängte es mir so über die Schulter, daß wenigstens ein Teil des verunreinigten Hemdes bedeckt war. Außerdem war ich ins Schwitzen gekommen, unter den Achselhöhlen fühlte es sich kühl an. Hoffentlich erblickt mich keiner, dachte ich, obwohl ich mir in diesem Moment nichts sehnlicher wünschte als einen hilfsbereiten Menschen. Ich gelangte immer mehr zu der Überzeugung, daß absichtlich keiner auf die Straße trat, um mich nicht sehen zu müssen. Als ich an der Garageneinfahrt von Marcells Elternhaus vorbeikam, drehte ich den Kopf unwillkürlich nach rechts und sah den Jungen neben einer Frau, wahrscheinlich seiner Mutter, stehen, der er offenbar den Vorfall erklärte. Beide schauten ausgesprochen ernst drein, als würden sie ein die künftige Entwicklung des Jungen prägendes Problem besprechen. Der Ball lag friedlich vor ihnen in einem Gras, das allem Anschein nach ständig gepflegt wurde. Ein Gras, das es in meiner Kindheit nicht gegeben hat. Wie frisch ausgelegt, wie frisch gestrichen. Ein Vorortgras, wie man es keinem Menschen wünscht.

Die Mutter, die mich nun auch gesehen hatte, hob den Arm, als wollte sie mir zuwinken, und setzte sich auf dem zur Straße hin abschüssigen Rasen in Bewegung. Ich

blieb stehen, wie ein Erkannter, unschlüssig, was ich nun tun sollte. Sie mußte ja mich meinen, da weit und breit kein anderer auf der Straße war, dem ihr Winken hätte gelten können. Für eine Sekunde schien es mir angebracht, ohne weitere Umstände davonzulaufen, weil ich der Fortsetzung der Diskussion meiner Ungeschicklichkeit aus dem Weg gehen wollte, aber die Sekunde war schon vorbei, und ich stand noch immer wie angewurzelt da.

Die Frau, die wenig später hinter dem niedrigen Garagtor stand, gehörte zu den ausgemergelten Blondinen, die es in allen Großstädten Deutschlands in den besseren Kreisen zu Hunderten gab. Eine ganz bestimmte soziale Umwälzung muß sie hervorgebracht haben, ein Zivilisationsruck. Lange Diätperioden und ein vorgegebenes Schönheitsideal, viel Geld aus meist trüben Quellen, ein Haus im Vorort, beratende Tätigkeiten in der Medienbranche oder bei Kosmetikfirmen, die Hälfte des Lebens vorbei, die schlechtere vor Augen. Wenn die Männer in ihren Consulting-Firmen oder Broker-Büros ihr Geld verdienten und die Kinder in der Schule waren, sah man die blonden Frauen mit den hageren Gesichtern in offenen Wagen durch die Städte fahren, die Haare im Wind, in den Haaren eine Sonnenbrille. Sie waren patent, wie der Ausdruck früher hieß, patent jedenfalls war die blonde Frau, die mich jetzt ohne weitere Umstände auf ihr Grundstück bat, weil sie der begründeten Ansicht war, ich würde in meinem Aufzug womöglich Aufsehen erregen in dieser spießigen Gegend, wie sie sich ausdrückte und dabei eine jener schönen lässigen Gesten über das ganze Viertel hinweg machte, das ich selbst als gut bürgerlich bis neureich bezeichnet hätte. Sollte ich

ablehnen, die Fliege machen, wie der einschlägige Fachausdruck hieß? In allen solchen zufälligen Einladungen steckt ein Gran Nötigung, etwas Klebriges, das haften bleibt. Man wird mit Lebensgeschichten konfrontiert, die man unter keinen Umständen hören will, man wird zu Urteilen aufgefordert, die einem die eigene Schwäche bewußt werden lassen, vor allem aber neigt man selber dazu, sich rätselhafter darzustellen, als man ist, und in jedem Falle nehmen solche Einladungen, trotz des Kitzels, der einen anfänglich überfällt, ein dürftiges Ende, das man auch noch mit Entschuldigungen zu beschweren sich gezwungen fühlt. Ich erinnerte mich, schon eine Hand auf dem Gartentor und bereit, der Einladung zu folgen, wie ich einmal einer jungen Frau in Nürnberg, der ich einen Reifen gewechselt hatte, zu einem Kaffee in deren Wohnung gefolgt war, wo sie mich bat, ein riesiges Bild zu begutachten, das die ganze Wand ihres Zimmers ausfüllte. Es war offenbar von einem durchgedrehten oder bereits länger geisteskranken Künstler angefertigt worden, der, stellvertretend für sein eigenes Blut, einen Eimer roter Farbe über die Leinwand gekippt hatte. Eine Zumutung, die Ankündigung eines Attentats. Ich war vollkommen fassungslos vor diesem Mordversuch gestanden, bis die Frau mich darüber belehrte, daß sie selbst, Dozentin an der Kunsthochschule, die Urheberin dieses Blutbads sei und von mir ein zustimmendes Urteil erwartete. Ich war, als sie in die Küche ging, um den Kaffee aufzubrühen, in panischer Hast aus der Wohnung geflohen und hatte mich bis zur Ankunft bei mir zu Hause gefragt, ob ich ihr etwa meinen Namen genannt hätte. Wahrscheinlich war es diese Erinnerung, die mich warnte.